

(Nachdruck verboten.)

## 81) Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

So zog der Findling wieder ab von Gutenberg, hinaus in die weite Welt, hundert Kilometer weit vom Städtlein weg in die Residenz, die eine Hochschule barg. Doch wurden diese hundert Kilometer so lang, so lang. Denn: „nur wer die Liebe kennt —“ wußte, was der Findling litt. Aber er war ein stolzer Mann und obendrein noch ein verschmähter Viehhaber, darum wußte er, was da zu tun war. Zwar lieb haben wollte er die Madlen sein ganzes Leben lang. Und wenn ihr Vater mal banferottierte oder eine milde Hand Feuer an den Schlüssel legen und der liebe Herrgott dazu einen rechten Sturm in seiner Güte senden wollte, dann war seine Zeit gekommen. Dann wollte er hintreten vor die Madlen und sagen: „Da nimm mein Bankkonto und Scheckbuch als immerwährendes Pfand meiner Liebe, wenn du sparsam bist, reichst es.“ Aber dies war zu derb, nein, so wollte er's sagen, wie das so schön in den Romanen steht — und — —

„Alles aussteigen!“

Als der Findling das Pflaster der Residenz unter seinen Füßen hatte, da kam ihn wieder seine Liebesnot an, welche er doch so schön besiegt hatte während der Fahrt mit seinen melancholischen Träumen, die ja keinen Wiffserling wert waren. Dieses Licht ging nun zu seinem Leidwesen in seinem Herzen auf.

Dieweil zogen die beiden Madlenen zum Waldhüterhaus. Die eine schalkhaft, die andere mit einem Herzklopfen, das nur noch von einem halbdefekten Motorwagen überklopft werden konnte, und das, einem solchen gleich, stehen zu bleiben drohte, als der Simon kaltlächelnd der törichten Jungfrau erklärte, wieviel Del sie von der Lampe ihres Glückes verschüttet hatte. Es hielt einige Zeit, ehe die Madlen sich wieder so einigermaßen zurecht gebracht hatte.

Weinend klagte sie:

„Und gerade heute geht er weg, wo ich doch zu ihm kommen wollte, aber jetzt ist's aus! Ach, wenn er doch nur da wär!“

„Warum bist Du da nicht gestern gekommen, wenn's Dir heut so pressiert?“ fragte der Simon.

Da pläzte der Tränenregen gar arg bei dem Mädchen, und auf die andere Madlen weisend, sagte es:

„Ich wollte ja gestern abend schon, aber die da wollte nicht.“

Die andere Madlen verteidigte sich; voller sittlicher Ent-  
rüstung sagte sie:

„Das ging doch nicht! Anständige Mädchen dürfen doch um elf Uhr nachts zu keinem Burschen gehn!“

Da schnellte das Madlchen auf, und seine Neuglein bligten kampfbereit.

„Natürlich dürfen sie's, sogar noch später, wenn's so pressiert wie da.“

Der Simon öffnete nun die Flasche, worin er den Balsam für kranke Herzen aufbewahrte. Aber so viel ihm dies schien, für die Madlen war alles, was der Alte bot, wie ein paar elende Tröpflein. Doch mußte sie einstweilen mit diesem dünnen Trost fürlieb nehmen. Der Simon sagte vergnügt:

„Wart' nur, Madlchen! Er kommt schon wieder, und ich garantier' Dir, ehe er ein Herr Doktor ist!“

Der Findling hatte sich in der Residenz eingelebt. Er besuchte einige Vorlesungen, die ihm auf keinen Fall viel schaden konnten. Und als er des Haslermüllers Kellerten, der ein flott gewichster Student war, wieder sah, da war auch für einiges Vergnügen gesorgt. Es hätte sogar manches Mal gar fein und schön sein können, wenn nur der Bohrwurm nicht im Holze seines Herzens wie die Totenuhr das Lied seiner abgebligten, in Brüche gegangenen Liebe geklopft hätte. Aber der Findling war ja ein tapferer Mann und riß allemal das Untier aus seinem Herzen, warf's zu Boden und zertat's. Doch der erste Bohrwurm schien aus einer guten Familie zu stammen, denn er war zäh und hatte eine Nachkommenschaft wie kein einziges Adelshaus von Europa und

Afrika. Immer wieder kam ein neuer Wicht für den alten zertretenen und machte dem Findling das Leben so sauer wie Eßiggurken.

Aber der Findling war ja tapfer und des Haslermüllers Fritz bei seiner Verbindung Fuchsmajor. Er hatte gar viele Semester hinter sich und vor sich die Aussicht, dreimal durchzufallen, um dann zu Hause ein gelehrter Müller zu sein mit der sicheren Aussicht aufs Bürgermeistertum und das Präsidium des Militärvereins. Darum hatte der Fritz keine große Mühe mit dem Findling, den er auch alsobald zu drillen begann. Zuerst mußte der Findling das Saufen respektive das Trinken lernen. Dabei wurde er auf den guten Ton eingeschunden. Und als sich der Findling wie ein Kesslein gelehrt zeigte, zog der Fritz mit ihm auf den Pausboden, weil „einsteiß der Student fechten muß und weil andern-  
teils dieses Fechten ebenso schön als gesund ist“.

Ist es da ein großes Wunder, daß nach einem Vierteljahre der Findling ein beinahe ebenso gewichster Student war wie des Haslermüllers Fritz? Gätte der Wurm im Herzen ihn nicht immer aufs neue gestört, er hätte es vielleicht noch weiter gebracht als sein Meister in der edlen Kunst des Studierens. Aber auch das Heimweh begann sich neben dem elenden Wurm zu regen. Doch blieb der Findling ein tapferer Mann, so schwer dies ihm auch wurde.

Und gar als seine Schwester Madlen, die eigentlich gar nicht seine Schwester war, aus eben diesen schwesterlichen Gefühlen heraus, die vielleicht auch ein wenig boshaft waren, dem Findling ein zartes Wäfflein zuflattern ließ und ihn damit ansäußelte wie ein Küfflein aus der Hölle, da wurde er noch tapferer als er schon war. Die Schwester schrieb ihm, daß die Madlen ihn nun bald so ziemlich vergessen habe und an anderen Burschen gerade so viel Gefallen finde wie an ihm.

Jedesmal, wenn der Findling an dieses Wäfflein dachte, biß ihn sein Leib- und Herzenswurm derart, daß er „Au!“ schrie.

Darum mußte er gegen ein solches Quälgeistlein eine heilkräftige Mixtur suchen. Und er glaubte, daß Gift nur mit Gegengift zu vertreiben sei.

Also verlegte er sich auf die Liebe, als Zunächstliegendes. Doch fand er die Sache schwieriger, als er anfangs geglaubt hatte. Wohl war er auf dem Paus- und Trinkboden ein wackerer Gefelle. Hauptächlich stellte er seinen Mann, wenn es galt, seinen Herzenswurm zu ersaufen, da das ewige Herausreißen und Zertreten auf die Dauer langweilig wurde. Anders war das Ding, wenn er im Salon Figur machen sollte, denn das Parkett in Gutenberg war nicht so aalglatt wie dasjenige in der Residenz. Dann auch war es wieder so eine Sache mit den über alles redenden, belackschuhten und brillantenbehangenen Damen, die so seidig rauschen konnten und Augen hatten und ein Lächeln! — Im Anfang behalf er sich eben, so gut es ging, und da er „interessant“ gemacht wurde durch den Fritz, erzogen ihn die Damen. So verlernte er das Stolpern, bekam aber durch die ewige Sehnsucht nach der verschlossenen Madlen eine in Liebe gehärtete Haut ungefähr wie weiland Siegfried. Diese feste Hülle machte ihn teilweise zum angenehmen Spielzeug der holden Damenwelt. Aber eine Schöne, die sich mit den Puder- und Schönheitsfabrikanten assoziierte, um ihre zahlreichen Lenze zu vertreiben und daher nicht gerade Jahre zu verschwenden hatte, meinte einmal, nachdem der Findling zu einem „Erziehungs-Tee“ bei ihr eingeladen war und gerade dort in treuer Gut sich seinem Glend überließ: „Mon Dieu, wach ein Dickhäuter!“ Und diese Tee hat seit jenem Tage keine Güte mehr an den Findling vergeudet, da gab's doch noch andere dankbarere Leute.

Anders wurde aber da die Sache, als der Findling ausging, die Liebe zu suchen, die ihn von der Madlen befreien sollte.

Erstens wollte sich das richtige Objekt nicht finden lassen, welches er beglücken konnte. Und dann war die Sache gar nicht so einfach. Denn die meisten der holden Damen spielten gerne mit dem Feuer, waren aber nicht so sehr verbezt darauf, selbst in Flammen aufzugehen, wahrscheinlich weil dies dem Teint schadet. Aber der Findling war tapfer und wollte dieser Schlange in Gutenberg den Kopf zertreten und ihr

zeigen, daß er nicht so billig sei. Bei solchen Gedanken zog es ihn aber das Herz zusammen, als hätte er Essig getrunken.

Nach langem Suchen fanden sich endlich das Glück einer neuen Liebe für den Findling einzustellen. Da war ein nettes übermütiges Fräulein, die Tochter einer Witwe, dazu noch mit einem rauschlustigen Bruder besetzt, der es sich zur Pflicht machte, Vaterstelle an seiner Schwester zu versehen. Dieses Teufelchen, dem bei der Taufe der Name Lucie gegeben worden war, lächelte, wo sie nur konnte, dem Findling zu und flirtete mit ihm ganz unverschämt.

Auf diese Lucie nun setzte der Findling seine Hoffnung auf Heilung. Zwar brannte er die ersten paarmal elendiglich durch, wenn sich eine Gelegenheit zum Schöntun bot. Aber da er immerhin tapfer war, konnte er mit der Zeit doch nicht anders und stellte sich dem Feinde zur Schlacht. Aber er war ein schlechter Feldherr, und bald mußte er sich gefangen geben.

Das ganze Scharmuzieren war nun weiter nichts anderes als eine unschuldige Ländelei zweier junger dummer Menschenkinder, ein unschuldiges Schäferspiel.

Die bösen Menschen aber hatten viel Freude daran, dem väterhaften Bruder Lucies die Hölle heiß zu machen. Darum ging dieser Herr dem Findling auf die Fersen. Lucie hatte daran natürlich ihre doppelte Freude, da sie eine wohlgeartete Tochter Evas war, und vergaßte um so mehr Aufmerksamkeit an den Findling. Deshalb wurde der Bruder in seinem väterlichen Sinne zuerst bissig gegen den Burischen, und als dies bei dessen Gutmütigkeit nicht versagte, begann er, wo sich's machen ließ, zu rempeln.

Da nun dem Findling der Gaslermüller-Fris zur Seite stand, kam in diesem Falle die Sache bald zum Klappen.

So liegt nun um der Liebe willen, die ihn von der Liebe heilen sollte, der Findling auf den Mensurboden, ohne jedoch allzu sehr im geringsten etwas von Heilung zu spüren. Doch war er noch immer so tapfer wie früher und packte darum fleißig. Dieweil aber kam bei Lucie der Richtige, und während der eine Liebhaber das Schwert der Verteidigung schliff, nahm der zweite Besitz von dem umstrittenen Herzen. Von alledem aber ahnten die beiden Kampfahne nichts.

In Gutenburg war aber auch die Fama ungegangen und flüsterte da und wisperte dort. Und diese tugendhafteste aller Feen des Teufels wußte soviel zu erzählen, daß dem armen Madlchen gar weh ums Herz wurde und die andere Madlen diesmal Mitleid bekam und ein neues Wöflin an den Bruder in die Residenz zu berichten hatte. Sie wußte ganz bestimmt, daß ihre erste Post falsch war und die kleine arme Schlüsselwirts-tochter niemand lieber habe als einen gewissen Herrn, der aber nicht in Gutenburg zu suchen sei und der hoffentlich bald nach Hause käme und die Karrenschuhe ausziehe. Und keine solchen Dummheiten und Liebchäften mehr begehen möge, da sonst leicht dem besten Mädchen unter der Sonne das Herz breche.

Als die Leute in Gutenburg solche Mär vom Leben des Findlings erzählten, kamen diese Dinge auch dem Fremden in seinem stillen kühlen Hause zu Ohren; verwundert hörte er erst zu, stunkte dann und als die Geschichte immer toller wurde, wirbelte er einige Male um sich herum und beschloß in einer dunklen Nacht selbst mal nachzuschauen. Denn er konnte nicht begreifen, daß all die Saat, die er im Herzen des Byben ausgestreut hatte, vom Wetter des Lebens zerstört sei. Das konnte und das durfte nicht sein, Frucht bringen mußte die Saat. Und er ging nachschauen beim Findling, doch brauchte er nicht allzulange und wußte, woran er war. Da war nichts vor, nur allem Ding seinen Lauf lassen, und dann mußte der Burisch zum Manne werden und seine Lebensarbeit wie von selbst beginnen. Aus dem dumpfen Trude mußte der Mann dann die Menschen um Gutenburg herum aufweden und aus den Kriechenden Aufrechte machen. Mit Rat und Tat würde er dann kämpfen; der despotischen und der schwarzen Gefahr entgegenstemmen mußte er sich. Als der Fremde dies in Erfahrung gebracht hatte, legte er sich wieder in sein Grab und ließ sich seine Ruhe durch nichts mehr verdrießen.

Der Findling aber lag in seinem Bette und hing seinen Gedanken nach, die ihn nach Gutenburg führten und zuerst im Schlüssel dort einkehrten, ein Glas Markgräflerwein bestellten und auf das weitere warteten.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Nußknacker.

Von Hans Ostwald.

„Aber so hab' Dich doch man nicht! Solch großer Junge schämt sich noch!“ rief Onkel Paul und zog Theodor am Arm aus der Ecke an der Tür in die Mitte der Stube, dicht an den Tisch, um den mehrere Frauen und Männer saßen. Sie hatten alle eine Tasse mit Kaffee vor sich stehen, während in der Mitte des Tisches ein angeknüttelter Kapstuch stand.

Theodor lächelte verlegen, als er in den Kreis geschoben wurde. Onkel Paul packte ihm mit seiner knöchigen Hand auf dem Kopf herum und sagte: „Na, nu sag' doch 'mal zu Deinen andern Onkels und Taaten guten Tag!“

Theodor ging von einem zum anderen. Das sollten nun alles Onkels und Taaten von ihm sein! Dabei haßte er die wenigsten von ihnen je gesehen. Ein junger Mann, der stark rauschte, fragte ihn, warum er denn seine Eltern nicht mitgebracht habe.

„Die müssen heute arbeiten,“ sog Theodor. „Ranu!“ fuhr der junge Mann auf, die Zigarre aus dem Mund nehmend und Kusine Elise an sich ziehend, die dicht neben ihm saß.

Onkel Paul winkte ihm ab. Theodor fühlte, daß Onkel Paul genau wußte, daß er jeden gelogen hatte, und daß seine Eltern nicht gekommen waren, weil ihr Sonntagsgenuß verpfändet war. Er wurde rot bis an die Haare. Onkel Paul half ihm rasch aus der Verlegenheit und fragte ihn, was er denn alles zu Weihnachten bekommen habe.

„Die neue Mütze,“ er hob ein wenig die braune Plüschmütze; „und neue Schuhe.“

„Na, und was noch?“

„Weiter nichts!“

„Habt Ihr denn auch einen Weihnachtsbaum?“

Theodor blinzelte nach dem bunten Baum hinüber, der in einer Ecke auf einem weingedeckten Tischchen stand: „Aee — Vater konnte keenen mehr kriegen.“

„Nu laß doch man das dumme Gefrage sein!“ rief Tante Minna und nahm Theodor bei der Hand. „Komm, Du bist gewiß hungrig. Setz' Dich man in die Küche, zu den andern Kleinen.“ Sie ging mit ihm hinaus.

Als sie am Weihnachtsbaum vorüberliefen, sah Theodor einen bunten Mann darunter stehen, der seinen breiten Mund weit aufriß. Der gefiel ihm so, daß er ihn am liebsten einmal näher betrachtet hätte; aber er wollte Tante Minna nicht loslassen, die ihn an der Hand hielt. In der Küche mußte er sich zwischen zwei Mädchen auf die Waage setzen, und Tante Minna stellte mit freundlichem Lächeln ein Töpfchen Kaffee und zwei Stück Kuchen vor ihn hin. Dann fragte sie ungezwungen, wie es den Eltern gehe. Bei dieser Frage lautete er auf, und da ihm die Kinder, die alle um ihn herum saßen, nicht solche Furcht einjagten, wie die forschenden Blicke der Erwachsenen, erzählte er ohne Scheu, daß sein Vater noch keine Arbeit habe und seine Mutter immer noch Schürzen nähe.

Tante Minna seufzte und strich sich mit ihren biden Fingern die fächerigen Haare hinter die Ohren. Dann ging sie in die Stube zurück. Als Theodor getrunken und gegessen hatte, spielte er erst mit den andern Kindern, die mit Pfeffernüssen, Schokolade und Zucker handelten, was sie „Kaufmannsspielen“ nannten. Nachher aber schlich er sich in die Stube zurück, die jetzt ganz in Dämmerung gehüllt war. Der Tabakrauch, den die sieben Männer ausstießen, verdichtete die zunehmende Dunkelheit noch, aus der nur die glühenden Zigarettenenden und einige blanke Zieraten am Weihnachtsbaum aufblitzten.

Von dem bunten Holzmann, nach dem Theodor von der Tür aus lugte, war fast gar nichts mehr zu sehen. Er hörte, wie Onkel Paul sagte: „Es ist doch zu traurig! Nicht mal so viel zu verdienen, daß sie sich zu Weihnachten sehen lassen können. Ich hätte sie gerade heute ganz gerne gesehen.“

„Ach Gott!“ sagte Kusine Elise, „was ich mir schon daraus mache, ob die zu meiner Verlobung kommen oder nicht!“

„Nu' rede nicht!“ meinte Tante Minna, während sie die Kaffeetassen zusammentrante. „Es ist heute der erste Weihnachtstag, wo wir Geschwister nicht zusammen sind. Und Weihnachtstag ist der einzige Tag im Jahr, an dem man sich sieht. . . Am meisten tun mir die Kleinen leid; nicht mal 'n Stück Spielzeug zu Weihnachten! Und man kann ihnen auch nichts kaufen. Wenn man ihnen was schenkt, muß es doch was Nützliches sein.“

Damit ging sie an Theodor vorbei, der sich in die Ecke drückte. Er war während auf Tante Minna, daß sie ihm kein Spielzeug gönnte. So lange hatte er sie immer sehr lieb gehabt; jetzt hätte er ihr heimlich einen Schabernack spielen mögen. Er sollte nur immer was „Nützliches“ haben! Er wollte doch nicht immer zusehen, wie die anderen Kinder spielten!

In dem dämmerigen Zimmer sah ihn niemand, als er zum Tannenbaum schlich und das Holzmannchen vom Tisch nahm. . .

„Aber wo ist denn der Nußknacker?“ rief Elise. Die Kinder, die alle um den Weihnachtsbaum standen, dessen Lichter eben angezündet worden waren, sahen einander an, während die Großen suchten. Theodor brückte den bunten Nußknacker, den er unter die Tasse gesteckt hatte, fest an sich. Er wollte langsam und unauffällig in die Küche gehen, als ihn plötzlich Elise musterte, ihm nach

der Brust griff und ihm eine schallende Ohrfeige versetzte, als sie dort den Ruchknader fühlte. Erst waren alle ganz starr, dann schimpfte man auf Theodor ein. Ein härtiger Mann nannte ihn einen Dieb und sagte, das hätte er von seinem Vater. Tante Wenigchen, der seine Kinder zu Spießbuben erzieht, will ich nichts zu dachte, Wilhelm und Du, ihr würdet Euch jetzt ausjöhnen.

„Ne! Du nich mehr!“ rief der härtige Mann. „Mit solchem Menschen, der seine Kinder zu Spießbuben erzieht, will ich nicht zu tun haben!“

Tante Minna zog Theodor hinaus in die Küche. „Ja, ja, Du wollest doch auch was zum Spielen haben — ach — ja, ja, Du sollst was zum Spielen haben!“ sagte sie und trocknete ihm die Tränen ab, die aus seinen Augen stürzten. Als er sich beruhigt hatte, ging sie in die Stube, nachdem sie gesagt hatte: „Ich hol Dir was zum Spielen heraus.“

Er hörte, wie sie in der Stube aufgeregt durcheinander sprachen und Elfe die Nüsse mit dem bunten Mann snackte. Da schämte er sich und trotzig rannte er aus der Küche den dunklen Flur entlang und die Treppe hinunter. — Er wollte nur den Ruchknader haben. Wenn er den nicht bekommen konnte, wollte er nichts anderes. Trotzdem es auf der Straße schneite, merkte er nicht, daß er seine Mütze vergessen hatte. Erst als er vor der Tür des Hauses angelangt war, in dem seine Eltern wohnten, fühlte er, daß er ohne Stoppbedeckung war. Er wagte sich nicht zu seinen Eltern hinauf. Zu Tante Minna getraute er sich auch nicht zu eud. Weil ihn zu leicht beim Stillstehen fror, lief er die Straße hinab, immer dem Schnee entgegen. Mehrmals lief er entgegenkommende Menschen an. Der Schnee fiel auf seine Augenwimpern und hing sich dann in Gestalt von Wassertropfen vor seine Augen, so daß er wie durch einen Schleier das hastende Leben in den Straßen sah. Einige Male war er beinahe hingefallen, denn der Schnee löste sich auf dem Pflaster fast gänzlich zu Wasser, so daß er ausglitt; doch lief Theodor immer weiter — weiter.

Er war viele Straßen hinaufgelaufen, bald rechts, bald links einbiegend. Sein Kopf war naß geworden und seine Kleider bedeckte eine dicke Schicht wäßer Flocken. Im Mund war es ihm trocken und heiß, er verspürte Hunger und Durst. Als er sich umschah, um sich zu vergewissern, in welcher Gegend er sich befände, bemerkte er zu seiner Freude, daß er es nicht weit bis zur Wohnung seiner Eltern habe. Da fiel ihm ein, daß er seine Mütze vergessen hatte — und ohne Mütze durfte er nicht zu seinem Vater kommen. Wegen der Mütze hatte es beinahe eine Woche lang des Mittags Pellkartoffeln und Schmalz gegeben. Wenn er so bummelig mit der teuren Mütze umging, mußte er Schläge von seinem Vater erwarten. Hunger und Durst bergessend, lief er nach dem Hause seiner Tante, um sich die Mütze zu holen. Wodien ihn die Verwandten auslachen. . . . Doch er hatte noch ein ganzes Straßenende vor sich, als in den Hausfluren der Häuser die Lichter erloschen. Er erschrak. Die Häuser wurden schon verschlossen. Er lief, so schnell er in dem weichen, schmelzenden Schnee vorwärts konnte.

Endlich war er angelangt. Der Hausflur war dunkel. Theodor hingte sich an die Türklinke und drängte mit ganzer Wucht gegen das Tor. Es gab nicht nach. Er rüttelte und drängte, der Schnee fiel auf ihn. . . . Die Mütze! Er mußte die Mütze haben! Und wieder rüttelte er an der Klinke.

Endlich gab sie nach. Hastig eilte er die Treppe hinauf und klopfte leise an der Tür.

Tante Minna öffnete ihm. „Junge, wie siehst Du aus!“ sagte sie erschreckt. Sie trocknete ihm den nassen Kopf und gab ihm seine Mütze. „Lach nur — nächstens laufe ich Dir doch einen Ruchknader!“ meinte sie. Da umschloß er sie heftig und — — weinte lange . . .

## Das treue Grün.

Von G. Schenkling.

Die Zeit ist wieder da, wo der Wald sein grünes Gewand abgelegt hat. Die letzten Blätter entglitten bleich dahinterbend dem Zweige und sammelten sich am Boden, wo der Sturm sein Spiel mit ihnen treibt. Die letzten Regungen des verfliehenden Lebens spiegeln sich in einem bunten Farbenwechsel, verschieden nach den Arten der Bäume. Die zarte Birke färbt zuletzt ihre Blätter in bleiches Schwefelgelb, die Buche leuchtete vor Schlafengehen noch einmal auf in blendendem Gelbrot, ehe ihr Laub fiel, hart und trocken und in salbem Braun. An Esche und Erle behauptete sich das Grün am beharrlichsten, ihre Blätter lösten sich noch grünnend ab. Auch in der Reiffolge des Laubfalls zeigt sich Mannigfaltigkeit. Die Ulme, auch in der Blüte und Fruchtzeit anderen Bäumen voraus, ließ ihre rauhen, scharfen Blätter zuerst fallen, die anderen folgten ihr nach der Reihe, die Eiche zuletzt. Junge Wäpche der Eiche und des Buchenbaumes vermögen aber ihr dürres Laub den ganzen Winter über festzubehalten, so daß es auch den heftigsten Schütteln des Sturmes nicht weicht, bis endlich im Mai die schwellenden Knospen die dürren Blätter von der Stelle stoßen, die dem neuen Leben gehört.

Wenn das letzte grüne Blatt von den Bäumen gefallen ist, dann wenden sich unsere Blicke zu dem treuen Grün der Nadelhölzer. Wen könnte es gleichgültig lassen, wenn er auf der Grenze zwischen Herbst und Winter einen Fichten- oder Kieferbestand

unberührt sieht von des Winters räuberischer Hand, wie er in beharrlicher Ruhe derselbe bleibt, während der Laubwald vor dem nahen en Feinde allmählich erbleicht und sich endlich seines letzten Schmuckes berauben läßt? Da freut sich auch wohl der Unerschrockene des „treuen Grüns“, und wenn es nicht eher geschieht, so geschieht es sicher doch am Christabend, wenn er das „Lannenbäumchen“ hineinträgt in das von Liebe und Freude geschmückte Zimmer.

Wir nennen den Nadelholzwald „Schwarzwald“ und beellen uns, das Unrecht begreiflich und somit verzeiglich zu machen, daß dem Grün mit diesem Namen angetan wird.

Allerdings erscheint fast selbst das jästliche aller Nadelbaumgrüne, das der Fichte, fast schwarz, wenn man es aus der Ferne neben dem grellen Gegenfage des lichtzerstreuenden Weiß einer Schneefläche sieht, und man kann dann wohl glauben, daß das in der Winterfalte erstarrte Baumleben die Nacht verlor, den reinen Farbenton zu erhalten. Jener Unterschied im Farbenton beruht indes nur auf einer Täuschung. Der Augenschein läßt sich allerdings leicht trügen und trägt, wie das Sprichwort jagt. Man prüfe aber bei dem Morgenlicht des ersten Weihnachtstages das Grün seines Baumgrüns. Man wird keinen Unterschied gegen seine Erinnerung vom Sommer her finden. Allerdings gibt es einige wintergrüne Pflanzen, die die auffallende Erscheinung zeigen, daß sich in den Blättern im Winter die grüne Farbe in ein düsteres Grünbraun verwandelt, im Mai aber allmählich und bis zum Juli vollständig wiederkehrt. Dies ist z. B. mit dem bekannten Lebensbaum der Fall, und vielleicht hat dieses amerikanische, aber bei uns vollkommen eingebürgerte Gewächs von dieser Erscheinung keinen deutschen Namen. Ebenso auffallend zeigt sie die alpbekante Stechapfelm (Nex). Die am ausgebuchteten Rande mit steifen Spigen versehenen Blätter, die im Sommer lebhaft grün und glänzend, fast wie lackiert aussehen, nehmen im Winter eine schmutzig bräunliche Farbe an, daß man glauben möchte, sie seien vom Froste vollständig getötet worden und müßten nun abfallen, während im Sommer ihr voller Glanz wiederkehrt.

Bei unseren Nadelholzarten ist allerdings auch alljährlich eine Zeit des Farbenwechsels. Er findet im Mai statt und dauert bis in den Hochsommer. Im Mai treibt jede Spitze ihrer Zweige einen oder mehrere junge Triebe von hellgrüner Farbe, die den Ääumen anfangs ein eigenes hellbesprenkeltes Ansehen geben. Aber in demselben Maße, wie diese Keimtriebe ihr Wachstum vollenden, verwandelt sich ihre helle Farbe allmählich in das tiefe Grün des ganzen Baumes. Da später kein neuer Trieb mehr gebildet wird, so ist hierin notwendig die ernste Ruhe und Einheit des Farbentones der Nadelhölzer von der zweiten Hälfte des Sommers an begründet; während der Laubwald durch das fortwährende Hinzuwachsen junger, stets heller gefärbter Blätter, das wenigstens manchen Baumarten eigen ist, vor dem Nadelwalde eine größere Farbenabönung seiner Kronen voraus hat, abgesehen von den mancherlei Nuancen des Grün der verschiedenen Baumarten.

Streng genommen sind die Nadelhölzer nicht das einzige Grün, das uns auch im Winter treu bleibt. Der Aufmerksamere trifft bei seinen Winter Spaziergängen selbst durch die beschneiten Flächen und Gelände namentlich eine Art von Stätten, wo zweideiges Grün auch in der strengsten Kälte den Platz behauptet; es sind dies die Wasserläufe sogenannter warmer Quellen. In ihnen leimt und spricht es ununterbrochen, und sie ziehen grüne Linien durch das tote Weiß des Schnees.

Doch diese und einige andere Heberreste des geschnenen Grüns verschwinden neben der Fülle der Nadelhölzer, die abendrein große Flächen Gebirgslandes, die Kiefer auch in der Ebene, beinahe allein in Grün kleiden. Darum ist es wohl ein Unrecht, daß gerade sie, die Träger des treuen Wintergrüns, von so vielen nicht gekannt sind und es nicht unpassend ist, einiges über sie mitzuteilen, denn jetzt treten sie überall deutlich hervor, nachdem sie bisher, umhüllt von den umhüllenden Landmassen nun entblätterter Bäume und Sträucher, ein Bild bescheidenen Zurücktretens, vielleicht nur ihre pyramidenförmigen Wipfel sehen ließen.

Natürlich suchen wir zuerst in den Nadeln den Unterschied, und dieser ist unter allen Verhältnissen auch vollkommen ausreichend, Fichte, Tanne und Kiefer sicher von einander zu unterscheiden.

Zunächst soll auf einen Charakter der drei Bäume in der Anordnung aller ihrer Teile hingewiesen werden, der dem ersten darauf achtenden Blick auffallen muß. Es ist die spiralförmige Stellung der Nadeln und der Zapfenschuppen und die quirlförmige Stellung der Zweige und der Triebe. Es ist dadurch, bei der Kiefer noch entschiedener als bei Fichte und Tanne, den Nadelhölzern ein gewisser mathematischer Typus eigen, gegenüber dem freieren Bau der Laubbölzer. Man kann sich leicht davon überzeugen, daß nicht eine, sondern mehrere gleichlaufende Schraubengänge, in denen die Anordnung der Nadeln und Zapfenschuppen verläuft, vorhanden sind und man kann diese leicht verfolgen, wie sie zu je einem Gange gehören.

Bei genauer Betrachtung der Nadeln der drei Bäume zeigt sich, daß eine Verwechselung nicht gut möglich ist. Bei der Kiefer sind die Nadeln sehr lang und immer an ihrer Basis durch ein großes Häutchen paarweise verbunden. Bei den beiden anderen stehen die kaum halb so langen Nadeln einzeln, sind aber von sehr verschiedener Gestalt. Die Nadel der Tanne ist zusammengedrückt

und zeigt daher einen entschiedenen Gegensatz von Breite und Dicke, von Oberseite und Unterseite. An der Fichte dagegen kann man diesen Unterschied nicht machen. Ihre Nadel ist ziemlich gleichmäßig dünn, vierseitig und vierkantig, und sie wird daher passend „Nadel“ genannt, was von der Tannennadel eigentlich nicht gesagt werden kann. Die Fichtennadel endet auch in eine sehr scharfe und steife Spitze, während die breite Tannennadel oben abgestumpft und meist deutlich in zwei nebeneinander stehende Spitzen ausläuft.

Die Farbe der Nadeln ist bei allen drei Bäumen ein tiefes Grün, bei der Tanne am dunkelsten und mehr blaugrün, auf der Unterseite sogar fast silberweiß, was einer Tanne, die neben einer Fichte steht, sogar einen erheblichen Farbenunterschied verleiht. Noch mehr blaugrün ist die Farbe der Kiefer, namentlich an jüngeren Bäumen. Bei der Fichte ist sie am saftigsten und oft entschieden ins Gelbgrün ziehend.

Die Tannennadel ist oben glänzend dunkelgrün, unten glanzlos und hat jederseits neben der deutlichen Mittelrippe eine blauweiße Linie. Die Fichtennadel ist meist etwas mehr gelblichgrün und zeigt auf jeder ihrer vier Seiten eine gleiche, sehr feine, nicht immer deutliche weiße Linie.

Diese Farbenverschiedenheit zusammen mit dem Kronenbau, der Äststellung und der Farbe der Rinde verleihen allen drei einander so ähnlichen Bäumen einen so unterscheidenden Charakter, daß man sie leicht von weitem erkennen lernt und sie namentlich dadurch einem Landschaftsbilde ganz verschiedene Stimmungen verleihen: die Fichte ist die feierliche Grotzöse, die Tanne die stolze Donna Diana und die Kiefer nur zu oft die Vizarré.

Zum Schluß wollen wir noch den Früchten einige Aufmerksamkeit schenken, die der provinzielle Sprachgebrauch als „Tannenzapfen“ oder „Kienäpfel“ in einen Topf zu werfen pflegt. Fichte und Tanne haben die größten Zapfen, die nur in der allgemeinen Gestalt einander ähnlich sind, in den Schuppenverhältnissen aber sehr von einander abweichend. Die Tannenzapfen stehen nur an den äußersten Zweigen des Baumes, und zwar stets aufrecht mitten auf den Trieben, und erinnern so an die aufgesteckten Kerzen des Christbaumes. Die Fichtenzapfen finden sich auch an den mittleren Zweigen und hängen abwärts an den Spitzen der Triebe. Die Kiefernzapfen sind beinahe gleichmäßig am Baume verteilt, wenn er überhaupt Zapfen trägt, und stehen immer in den Winkeln des letzten Triebquirls. Der innere Bau, die Dauer der Entwicklung, die Reife und das Abfallen der Zapfen, die Form der Samen und deren Ausfallen — alles dies zeigt bei den drei Bäumen auffallende Verschiedenheiten und überraschende Seiten, die wir jetzt mit Stillschweigen übergehen, da wir ja Kiefer, Fichte und Tanne nur unterscheiden lernen wollten, und dazu reichten schon die Nadeln hin. Auch die entnadelteten Zweigstücken lassen sich genau bestimmen. Die Tannennadel hinterläßt, wenn sie abfällt, eine nicht erhöhte runde Narbe, während die Fichten- und Kiefernnadeln an den Trieben kleine Höckerchen hinterlassen, die bei der Fichte auffallend scharf sind.

Wir halten fest an diesen drei Namen, die freilich in den verschiedenen Teilen Deutschlands mehrfach verwechselt werden. Die Wissenschaft, soweit sie deutsche Pflanzennamen braucht, wendet sie an wie wir.

Den in Deutschland nur vereinzelt vorkommenden, ebenfalls immergrünen Taxus — dessen Nadeln den Tannennadeln sehr ähnlich, aber einspitzig und unten hellgrün sind — und den kleinen Wachholderbusch übergehen wir, denn sie tragen wenig dazu bei, uns den Winter grün zu machen. Wohl aber sei des treulosen Lärchenbaumes noch gedacht, eines echten Nadelholzes, der im Winter seine fichtenähnlichen Nadeln verliert; eine auffallende Ausnahme von der Gattungsregel.

Sollte mancher Leser seine Föhre oder Forle oder Forche vermischt haben, so wisse er, daß dies ortsübliche Namen der Kiefer sind, ebenso wie die Fichte auch wohl Kottanne und die Tanne auch Edel- oder Weichtanne genannt wird.

## Wie ich mir Ruhe verschaffte.\*

„Ruff, ruff, ruff!“ Unaufhörlich geht es so. Ich lasse mir von meinen beiden Töchtern vieles gefallen. Wenn mir ihr Treiben einmal zu bunt wird und ich dazwischen fahren möchte, so brauche ich nur über die Zeitung hinweg in ihre eifrigen und fröhlichen Gesichter zu sehen, und mein Unmut sucht schnell das Weite.

„Ruff, ruff, ruff!“  
Und dazu wird auf der Erde herumgekrabbelt und getrampelt, daß ich mich innerlich lebhaft dazu beglückwünsche, daß wir trotz einiger sonstiger Bedenken parterre gezogen sind.

\*) Diese dem Leben so gut abgelaufte Szene aus dem Kinderleben entnehme ich einer Sammlung von Erlebnissen und Plauderstunden mit Kindern, die Ernst Almsloh unter dem Titel „Aus mein vier Pfählen“ soeben im Verlag von Kadon u. Co. in Dresden erscheinen läßt. Das Büchlein versucht auf nachdenkliche Art den Kindern so manche Fragen des Lebens proletarisch zu beantworten.

„Nun sagt mal, ihr kleinen Mähe, was spielt ihr denn da?“

„Schweinchel! Ruff, ruff, ruff!“

Als das kleinere der beiden Schweinchel aus Versehen in meine greifbare Nähe rückt, erwische ich es und ziehe es am Nöckchen zu mir heran.

„Ruff, ruff, ruff! Schweinchel beißt!“

Ich schlinge den Arm fest um das kleine Schweinchel und drücke es an mich, so daß es mich nicht beißen kann.

„Höre mal, du kleiner Mäh, ein Schweinchel ist aber nicht gerade sehr nachahmenswert. Du weißt doch noch, wo wir diesen Sommer die Schweinchel gesehen haben. Da war es fein sauber, was?“

„J-i-i-i-h, nein! Ganz schmutzig!“

„Na also! Weißt Du nicht noch, wie die Schweinchel mit dem Nüssel im dicksten Schmutz herumwühlten?“

Der kleine Mäh nickt ungeduldig.

„Möchtest Du denn auch so mit dem Mäulchen —“

„J-i-i-i-h, Vater, i-i-i-i-h! N-e-e-i-n!“

Aber damit ist sie mir auch schon entwischt und ehe ich sie noch wieder zu greifen vermag, liegt sie schon am anderen Ende des Zimmers am Boden und rutsch auf allen Vieren.

„Wauwau, wauwau, wauwau! Denn bin ich 'n Hund, Vater, nicht?“

Ich denke an meine arme Frau. Der herbste Schmerz bleibt ihr ja zwar erspart. Sie schafft hoch oben im fünften Stock auf dem Trockenboden, und so sieht sie nicht, wie gründlich der Fußboden hier unten von den vier Knien ihrer Töchter geböhrt wird. Aber sie wird den Schmerz später erleben, wenn sie die Strümpfe ansieht:

„Mann, sieh' doch nur! Diese großen Löcher! Und heute morgen haben sie die Strümpfe erst frisch angezogen!“

„Ja, ja, aber wenn die Kinder jetzt im Winter nicht nach draußen können —“

„Dann können sie im Zimmer auf den Knien laufen, statt auf den Füßen, was? Schöne Grundsätze! Du brauchst freilich die Strümpfe nicht zu flicken!“

„Nein, liebes Weib . . .“

„Wauwau! Wauwauwauwauwau!“

Erstreckt fahre ich zusammen. Ich glaubte schon, meine Frau wäre ins Zimmer getreten und würde von den beiden zweibeinigen Gündchen freudig begrüßt.

Aber die Hunde zanken sich nur untereinander. Sie bellern sich an und ahmen so täuschend die Bewegungen und Gesichter wütender Hunde nach, daß ich laut aufschreien muß.

Aber dieses Signal hat gerade noch gefehlt! Jetzt wird erst gebellt!

Ich greife zu einer Kriegslift. In aller Eile raffe ich meine zoologischen Kenntnisse zusammen. Welches Tier ist denn stumm?

„Kinder, jetzt spielt mal Fische!“

Schwapp, liegen sie beide glatt auf dem Boden und rudern und schwimmen mit Händen und Beinen, so daß sich mir die Haare sträuben bei dem Gedanken, es könnte gerade in diesem Augenblick das Verhängnis meine arme Frau in die Stube führen.

Vor allen Dingen müssen die Kinder vom Boden auf. Eine neue Kriegslift:

„Und nun spielt mal Vögel!“

Aber ich hatte mich getäuscht, wenn ich etwa geglaubt hatte, ich könnte durch den raschen Wechsel meine beiden hoffnungsvollen Mädchen aus der Rolle bringen.

Einen Moment liegen sie still. Dann aber ist die Grobe auf den Beinen, und mit ausgebreiteten Armen, beide auf und ab bewegend, tänzelt sie durchs Zimmer.

„Piep—piep—piep—piep!“

Und der kleine Mäh hinterdrein:

„Piep—piep—piep—piep!“

Und von lärmender Fröhlichkeit, von lachender Ausgelassenheit dröhnt das Zimmer. Wie gut, daß wir parterre wohnen!

Jetzt greife ich zum äußersten Mittel.

Scheinbar achlos nehme ich das Märchenbuch in die Hand und blättere darin herum.

Im selben Augenblick klettern beide an meinen Beinen herum, und ihre kleinen Arme schlingen sich um meinen Hals, so daß ich kaum Atem holen kann, und wie aus einem Munde kommt es:

„Vorlesen, lieber Vater, bitte, bitte!“

Und ich beginne zu lesen: Es war einmal — — Und es ist ruhig im Zimmer, ganz ruhig! Wenn meine Stimme schweigt, kann man die Spinne an ihrem Netz spinnen hören.

Es ist aber keine Spinne — die duldet die Mutter nicht im Zimmer — es ist das Märchen, das seine bunten, schönen Bilder spinnt. —

Und vier weitgeöffnete blaue Kinderaugen hängen andachtsvoll an meinem Munde.

Es kostet mich fürwahr nicht die kleinste Ueberwindung in meinem Leben, wenn ich mich jetzt nicht im Vorlesen unterbreche und die lieben kleinen Mäulchen küsse.

Und aus diesen zarten Mündchen kam noch vor wenigen Minuten ein so ohrenbetäubender Lärm?

Ruff, ruff . . . wauwau . . . piep—piep!